



»Die guten Seiten der Zukunft«

46. Folge

Stadtnatur
Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen

Ein Essay von Josef H. Reichholf

Anmoderation Manuel Schneider

Hallo zusammen – willkommen zu einer weiteren Folge unseres oekom podcast. Am Mikrofon ist Manuel Schneider.

Heute geht es um eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen – eine Heimat, die ausgerechnet in der Stadt liegen soll. „Stadtnatur“ – das klingt zunächst in sich widersprüchlich. Verbinden wir die „Stadt“ doch eher mit einer grauen, öden Beton- und Asphaltwüste, mit zahllosen Häusern und Straßen, viel Verkehr, viel Lärm und viel schlechter Luft. Ist die Stadt nicht eher ein denkbar naturferner Ort menschlicher Zivilisation; Stein gewordener Ausdruck technologischer Naturbeherrschung? Und ist umgekehrt „die Natur“ nicht eher dort draußen zu finden: jenseits des Städtischen, auf dem Land mit seinen sprichwörtlichen „blühenden Landschaften“, den Wäldern, den Seen!?

Dass wir hier womöglich verschiedenen Klischees aufsitzen, zeigen Meldungen über ungewöhnliche Gäste in unseren Städten, die es immer wieder auch in die Medien schaffen. Füchse im Englischen Garten, Wildschweine im Berliner Villenviertel, Waschbären auf Kasseler Dachböden. Dass dahinter mehr steckt als eigenartige Zufälle und „Verirrungen“ der Natur, davon ist der bekannte Münchner Zoologe und Evolutionsbiologe Josef Reichholf überzeugt. Seit über 30 Jahren sammelt er Befunde dafür, dass der urbane Lebensraum zunehmend attraktiv geworden ist für viele – auch seltene – Tiere und Pflanzen. So leben in Berlin mittlerweile mehr Nachtigallen als in ganz Bayern. Und in einigen Städten finden sich doppelt so viele Wildpflanzenarten wie in den Flächen außerhalb.

Umgeben von einem Umland der Monotonie – geschaffen durch die moderne Land- und Forstwirtschaft – werden Städte zu Inseln der Artenvielfalt. Während die Städter raus in die „Natur“ fahren, flieht die Natur in die Stadt. Hier ist sie inzwischen

vielfältiger und weniger bedroht als jenseits der Stadtgrenzen – zumindest solange wir die weitere Verdichtung unserer Städte und Versiegelung von Flächen verhindern.

In seinem jüngsten, im Münchner oekom verlag erschienenen Buch über »Stadtnatur«, auf dem auch der nun folgende Essay von und mit Josef Reichholf basiert, lässt der bekannte Biologe uns teilhaben an dieser Vielfalt von Pflanzen und Tiere, die ausgerechnet in unseren Städten Zuflucht und eine neue Heimat gefunden haben. Hören Sie nun, wie für den Wissenschaftler und Naturkundler Josef Reichholf damals, vor über 30 Jahren, alles begann – nämlich mit dem Gesang einer Nachtigall in Berlin.

+++++

Essay von Josef H. Reichholf¹

Nachtigallen in Berlin

Ein Abend im Mai. Autos schoben sich im Schrittempo in schier endlosen Kolonnen über eine mehrspurige Straße zur Peripherie der Millionenstadt, die noch nicht wieder Hauptstadt geworden war, dies aber bald werden würde. Das zeichnete sich ab, nachdem sich das historische Wunder der Wiedervereinigung ereignet hatte. Verkehr, sehr dichten Verkehr, war ich aus München gewöhnt, von wo ich gekommen war. Doch bei der Ankunft am Hotel änderten sich meine von der Hektik der Reise gedämpften Empfindungen mit einem Schlag. Buchstäblich, denn der »Schlag« einer Nachtigall erreichte meine Ohren durchs Stadtgedröhn. Ich blieb wie angewurzelt stehen, das weiß ich noch ganz genau. Es war nicht nur »ein Schlag«, sondern ein vollständiger, voll klingender Gesang der Nachtigall. Aus einer kleinen Buschgruppe kam er mit dem unvergleichlichen Schluchzen, das dem Gesang der Nachtigall eine globale Spitzenposition unter den Vogelliedern eingetragen hat. Zwischen zwei Strophen sah ich sie huschen – von einem bodennahen Zweig zum nächsten. Fast wie ein Mäuschen. Ein paar Schritte ging ich zu auf das Gebüsch. Die Nachtigall störte dies nicht. Sie sang und sang. In einer kleinen Anlage in der Nähe sangen weitere Nachtigallen. Andern tags hörte ich ihre Lieder aus anderen Gebüschern und auch in Potsdam.

Von Berliner Ornithologen erfuhr ich, dass es über tausend Nachtigallen sind, die im Stadtgebiet sangen. Schier unvorstellbar aus Münchner Sicht, macht doch eine Nachtigall in der »Weltstadt mit Herz«, wie sich München gern bezeichnet, allenfalls auf der Frühjahrswanderung kurz Zwischenrast. Und singt ein paar Strophen im so schönen

¹ Der Essay ist – leicht überarbeitet und neu zusammengestellt – entnommen dem Buch von Josef H. Reichholf: *Stadtnatur – Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen*. oekom Verlag: München 2023.

Englischen Garten an der Isar. Dies ist für Münchner Naturfreunde ein besonderes Ereignis, auch wenn es kaum mehr als einige Tage bzw. Nächte andauert. Dann ist sie weitergeflogen, die Nachtigall, nach Unterfranken vielleicht, wo im Maintal warme Hänge von Rebstöcken überzogen sind – oder eben nach Berlin.

Dort lebten damals, Anfang der 1990er-Jahre, allein ähnlich viele Nachtigallen wie in ganz Bayern. Da zudem in München und sogar auf dem bayerischen Land die Spatzen angefangen hatte, sich rar zu machen, setzten die Berliner Sperlinge für mich noch eins drauf mit ihrer Allgegenwart – bis hinein in die dicht bebauten Zentren der Stadt. Aus der ornithologischen Fachliteratur wusste ich überdies, dass es im Berliner Stadtwald, dem Grunewald, eine Anzahl Habichtsbruten gab, dass der Schwarzmilan dort nistete und dass im Hochwinter allabendlich riesige Schwärme von Krähen ins Stadtzentrum strebten, um zu übernachten.

Berlin zeichnete sich also durch eine sehr reichhaltige und zahlenstarke Vogelwelt aus. Was machte Berlin so attraktiv? Anfang der 1990er-Jahre war mir das noch nicht klar, auch wenn sich etwas zu formen anfang, das mir im Lauf der Jahre eine andere Sichtweise auf die Städte und das, was in ihnen lebt, eröffnete.

Am besten erfasst: die Stadtvögel

In den 1960er-Jahren war die Zeit noch nicht reif für umfangreiche und genaue Bestandsaufnahmen der Vogelwelt in Städten. Erste Ansätze gab es zwar schon, aber die Befunde wurden kaum zur Kenntnis genommen. Die Stadtvögel schienen zu »gewöhnlich«, zu unbedeutend. Die Ornithologen machten ihre Exkursionen lieber in attraktive Naturgebiete, wo seltene Arten zu finden waren.

Mit den 1970er-Jahren setzte ein halbes Jahrhundert intensiver Bestandsaufnahme der in Städten vorkommenden Tier- und Pflanzenarten ein. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts lagen für fast alle größeren Städte Mitteleuropas umfassende Artenlisten der Vogelwelt mit Häufigkeitsangaben vor.

Inzwischen steht zweifelsfrei fest, dass es in wohl allen Städten, und besonders auch in Großstädten, sehr viele Vögel in großer Artenvielfalt gibt. Die Spitzenpositionen in Deutschland nehmen Hamburg und Berlin ein; aber auch München, die drittgrößte Millionenstadt Deutschlands, steht in Sachen biologischer Vielfalt nicht schlecht da.

Die Verhältnisse liegen klar auf der Hand: Je größer die Stadt, desto reichhaltiger die Vogelwelt und umso mehr Vögel leben in ihr. Hinzu kommt ein Trend, der zusätzlich etwas Wichtiges ausdrückt: Die Städte liegen mit der Reichhaltigkeit ihrer Vogelwelt deutlich über jeweils gleich großen Flächen ihres Umlandes. Vor allem wenn sie in Größenklassen von hunderttausend Einwohnern und mehr kommen, also als

»Großstadt“ gelten. Würden sie mitteleuropäischer Durchschnittslandschaft entsprechen, sollte Berlin mit seiner Fläche von 880 Quadratkilometern nur 93 Brutvogelarten und München 81 haben. Sie sind jedoch um ein Drittel (so in München) bis zur Hälfte (so in Berlin) artenreicher, als ihrer Flächengröße zukäme. In der Vogelmenge übertreffen alle Stadtgrößen (auf wiederum gleiche Flächengröße bezogen) ihr Umland noch stärker. Allenfalls der besonders vogelreiche Auwald kommt auf gleiche Häufigkeit, selbst Kleinstädte können mitunter eine etwas höhere erreichen. Als Regel gilt, dass in den Städten wenigstens so viele Vögel wie Menschen leben.

Ob Stadt oder Land, ob Wald oder Gewässer, in erster Linie entscheidet das Ausmaß der Strukturiertheit über den Artenreichtum. Großflächig einheitliche Lebensbedingungen bleiben artenarm, auch wenn sie von Natur aus gegeben sind. Oder sie werden es, wenn sie die Form der Bewirtschaftung einheitlich macht. Im hohen Artenreichtum der Städte spiegelt sich daher das Ausmaß ihrer Strukturiertheit. Vögel, die auf besondere Biotope angewiesen sind, werden allerdings auch in großen Städten Raritäten bleiben oder nicht vorkommen, wenn es solche nicht gibt. Deshalb greift eine häufig sogar aus Kreisen von Naturschützern vorgebrachte Kritik daneben, wenn sie meint, dass in den Städten nur »Allerweltsvögel« vorkommen würden, die gar keinen besonderen Schutz nötig haben, weil es sie überall gibt und sie häufig sind. Wäre dem wirklich so, müsste es in Mitteleuropa mehr als zwei Drittel aller Landvogelarten bestens gehen, weil Vertreter von ihnen (auch) in den Städten leben.

Dass sich für so manche auch in Städten seltene Art die Lebensbedingungen verbessern lassen würden, ist kein Widerspruch hierzu, sondern eine Herausforderung, dies zu tun. Denn in den Städten sind die Rahmenbedingungen für Verbesserungs- und Schutzmaßnahmen weit günstiger als auf dem Land. Dort werden sofort wirtschaftliche Gründe oder Einbußen vorgebracht, wenn etwas gemacht oder nicht mehr getan werden sollte zugunsten der Vogelwelt oder anderer Lebewesen.

Der große Artenreichtum der Städte ist, genauer betrachtet, auch eine Folge der günstigeren Einstellung der Stadtbevölkerung. Diese drückt sich nicht allein in der so umfassenden und so großzügigen Winterfütterung der Vögel aus, sondern auch im weit geringeren Einsatz von Giften im Stadtgebiet. Daher gibt es vielerorts mehr Insekten als Nahrung für die Nestjungen als auf dem Land mit intensiver Landwirtschaft.

Anzufügen ist, dass das wärmere Stadtklima vielen Kleinvogelarten, die den Winter bei uns verbringen, zu Gute kommt, weil es in den Nächten keine so tiefen, ihr Leben bedrohenden Fröste gibt. Vielfach können die Stadtvögel sogar richtig warme Stellen finden. Die langen, kalten Winternächte zu überstehen, stellt für die auf dem Land bleibenden Kleinvögel die größte Herausforderung dar. Kein Wunder, dass genaue Zählungen ergaben, dass sich im Winter in Großstädten in einer Stunde über zehnmal mehr Kleinvögel feststellen lassen als draußen in den Wäldern; von den leeren Fluren ganz abgesehen. Die Vögel drücken mit ihrem Vorkommen und ihrer Häufigkeit aus, wie es um ihre Lebensbedingungen steht. Dass es auch in den Städten Engpässe und

Schwierigkeiten geben kann, etwa durch Krankheiten, bildet keinen Widerspruch dazu, sondern entspricht der Natur. Und so stellt sich zwangsläufig die Frage, ob die Vögel einzigartig sind, so wie sie auf die Städte »fliegen“. – Offenbar nicht!

Säugetiere als Stadtbewohner

Denn – von wenigen Spezialisten abgesehen – kommen fast alle mitteleuropäischen Säugetierarten auch in Großstädten vor. Die Ausnahmen erklären sich durch Körpergröße, wie im Fall von Elch und Rothirsch, die aber zumindest in skandinavischen und nordosteuropäischen Städten durchaus in die Randbereiche vordringen. Selbstverständlich fehlen Arten, die auf Lebensräume spezialisiert sind, die es in den Städten nicht gibt, wie das Hochgebirge bei Gämse und Steinbock, oder Meeresküsten, wie im Fall von Seehunden und weiteren Robbenarten.

Das Gegenstück zu den großen Säugetieren, die ganz kleinen Arten und die flugfähigen, die Fledermäuse, besiedeln ohne Einschränkungen die Städte, sofern es darin passende Biotope für sie gibt. Das gilt für die kleinen Zwergmäuse *Micromys minutus* ebenso wie für die seltenen, bei uns vom Aussterben bedrohte Fledermäuse wie die Große Hufeisennase *Hipposideros equinum*. Im Stadtgebiet von Berlin leben nahezu alle mitteleuropäischen Fledermausarten. Kühle Keller, Gewölbe, Stollen und Bunker werden insgesamt wohl mehr von den auf größere Höhlen angewiesenen Fledermausarten genutzt als Naturhöhlen. Auch die sommers in Baumhöhlen übertagenden Fledermäuse finden in den Stadtparks und Gärten mehr alte Bäume mit geeigneten Höhlen als in den Wirtschaftsforsten.

All dies setzt jedoch voraus, dass es in der Stadtnatur entsprechend reichlich Nahrung gibt, die die verschiedenen Arten benötigen. Das städtische Mosaik von Gebäuden, Gärten, Parks und Brachflächen bietet allein strukturell schon mehr als die großflächig ausgeräumten, in Monokulturen genutzten Fluren. Nahrungsabfälle der Menschen in unterschiedlichster Zusammensetzung kommen hinzu. Die Abfallkörbe quellen oft über. Sehr viel wird einfach weggeworfen. Wie viel das ist, zeigen die Wildschweine in Großstädten. Allein ihre Größe erfordert entsprechende Nahrungsmengen tagaus tagein. Dass mehrere Tausend Wildschweine in Berlin leben können, drückt aus, wie viel qualitativ hochwertige Nahrung ihnen dort zur Verfügung steht – und darüber hinaus: wie wildtiertolerant die (Berliner) Stadtbevölkerung ist.

Für viele andere Säugetiere ist dies ein weiterer entscheidender Faktor: Sie werden in den Städten nicht oder nur in Ausnahmefällen verfolgt. Trotz Straßenverkehr, dem so manches Säugetier zum Opfer fällt, lebt es sich für die allermeisten von ihnen sicherer in der Stadt als auf dem Land. Am besten lässt sich dies bei den Stadtfüchsen beobachten, weil viele von ihnen zu einer tagaktiven Lebensweise übergegangen sind. Eher werden Hauskatzen in der Stadt überfahren als Füchse, weil sie mit ihrer

füchsischen Umsicht besser mit dem Verkehr zurechtkommen. Dass sich Füchse am (Dosen-)Futter, das für Katzen oder Igel auf Terrassen bereitgestellt wird, gern mitbedienen, ist ihnen nicht zu verdenken. Machen sie ein Schläfchen an gut sichtbarer Stelle im Garten oder gar auf einer Hollywoodschaukel, fliegen ihnen die Herzen zu. Seit Jahrzehnten werden die tagaktiven Stadtfüchse mehr und mehr zum festen und geschätzten Bestandteil des Tierlebens im urbanen Raum.

Es sind vor allem die von den Menschen geschaffenen Strukturen, die sich auf die Zusammensetzung der Arten frei lebender Tiere und ihre Häufigkeit auswirken. Das kann nicht intensiv genug betont werden, obgleich es so offensichtlich ist. Vollständig verglaste Bürotürme bieten keine Lebensmöglichkeiten, etwa für Vögel zum Nisten, gefährden sie aber, weil die Glasflächen zu oft nicht erkannt und ungebremst angefliegen werden. Zu Millionen kommen Vögel an Glasflächen in den Städten zu Tode. Manche von einem Ausflug mitgebrachte Beute erjagte die Katze nicht selbst. Sie hatte diese gefunden, weil der Vogel zappelnd oder unfähig fortzufliegen am Boden unter dem Glas lag, gegen das er geflogen war. Die Stadtfüchse und sicherlich auch die Marder nutzen diese Opfer wie eine durch Fütterung permanent gebotene Nahrung.

Auf andere Weise, im Ergebnis aber ähnlich und umfassend in jeder Stadt, wirkt die Anlockung von nachts fliegenden Insekten durch das Licht der Straßen- und Gebäudebeleuchtungen. Seit der Einführung des elektrischen Lichtes stellt dieses eine sommerliche Dauerfütterung für Fledermäuse dar. Daher gibt es von ihnen so viele Arten in so großen Beständen in den Städten, zumal wenn sie darin bestens geeignete Tagesrast- und Überwinterungsquartiere finden. Das schreibt sich so leichthin, stimmt es aber auch? Sind die Städte wirklich so reich an Insekten? Oder täuschen uns die Falter, die in manchen Nächten unablässig das Licht von Straßenlaternen umschwärmen? Es könnte doch auch sein, dass sich die wenigen Insekten, die es in der Stadt gibt, bloß an den Lampen konzentrieren, weil sie vom Licht angelockt und eingefangen werden?!

Nächtliche Schmetterlingsfülle

Auch hier ist der Vergleich zwischen Stadt und Land aufschlussreich. Als ich 1969 meine Untersuchungen begann, lag die Häufigkeit der nachts fliegenden Schmetterlinge am Rand eines Dorfes in Südostbayern sehr viel höher als gegenwärtig. Der Rückgang macht mehr als 80 Prozent aus. Bei den übrigen, überwiegend kleineren Insekten sank die Menge pro Nacht sogar um 96 Prozent. Dabei fand die Hauptabnahme bereits im Jahrzehnt von Anfang bis Mitte der 1980er-Jahre in die 1990er-statt. Das war die Zeit, in der es zur großen Umstellung in der Landwirtschaft nach der Flurbereinigung und durch den Masseneinsatz von Düngestoffen und Pflanzenschutzmitteln hinein in die agrarindustrielle Überschussproduktion kam. Die Wirkungen reichten

bis in die Randbereiche der Dörfer und ländlichen Kleinstädte. Stark abgenommen hat nicht die Menge allein, sondern auch die durchschnittliche Artenzahl um 50 bis 60 Prozent. Eine Halbierung also! Viele Arten, die früher häufig waren, wurden selten bis sehr selten oder sie verschwanden ganz – auch in den Dörfern, nicht allein auf den intensiv bewirtschafteten Flächen selbst.

Doch für die Großstadt, für München, ergaben sich ganz andere Befunde. Die Häufigkeit der nachts aktiven Schmetterlinge blieb zwischen 2002 und 2010 auf gleicher Höhe wie zwischen 1981 und 1985. Lag sie damals bei etwa einem Drittel der Menge der 1970er-Jahre am Dorfrand, so übertraf sie im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts »das Land« nunmehr um ein Drittel. Die Häufigkeit der Kleininsekten in der Großstadt liegt sogar doppelt so hoch wie in den Randgebieten der Ortschaften auf dem Land. Auch die durchschnittlichen Artenzahlen fallen in der Stadt bedeutend höher aus.

Was blüht denn da so alles?

Der Insektenreichtum in den Städten kommt nicht zuletzt deswegen zustande, weil es sehr viele unterschiedliche Bäume, Sträucher, Gräser und vor allem auch blühende Kleinpflanzen in den Gärten, Parkanlagen und auf unbebauten Freiflächen gibt. Man braucht die Pflanzenwelt gar nicht so speziell zu kennen, um den enormen Unterschied zu »draußen« sogleich zu erkennen. Anstelle von Mais oder anderen Feldkulturen, die sich weithin, scheinbar bis zum Horizont ausdehnen, oder einförmigen Fichten- oder Kiefernforsten wächst in den Städten eine große Vielfalt an Bäumen, Sträuchern und Gartenpflanzen, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnte.

Diese Feststellung gilt gleichermaßen in einer anderen, oftmals weniger bedachten Richtung. Die Stadtbäume dürfen »alt werden«. Sie werden sogar mit nicht selten ziemlichem Aufwand gepflegt, damit sie nicht zerbrechen oder umstürzen. Alte Bäume werden in Parkanlagen in krassem Kontrast zu den Wäldern draußen besonders geschätzt und geschützt. Den Staatsforsten musste die Bevölkerung, die eigentlich ihr Besitzer ist, einen minimalen Anteil an alten oder sogenannten Biotopbäumen abtrotzen, damit wenigstens einige wenige erhalten bleiben.

In den Städten würde sich ein Aufstand formieren, wollten die Stadtverwaltungen einen Park mit altem Baumbestand einfach mit schwerem Gerät abernten. Undenkbar! Denn in der Stadt hat die Bevölkerung mehr mitzureden, wenn es um Parks, Baumbestände, Alleen oder auch um Einzelbäume geht. Ein Ergebnis ist, dass es nicht einmal in Naturschutzgebieten mit Waldanteilen vergleichbar viele »Höhlenbäume« gibt, also Bäume mit von Spechten geschaffenen oder durch Ausfaulen von Ästen entstandenen Höhlen, wie in größeren städtischen Parks. Fast immer ist der Baumbestand darin auch artenreich.

So kommt es, dass insgesamt in Städten (vor allem großen) verglichen mit ihrem Umland pro Hektar oder pro Quadratkilometer doppelt so viele Pflanzenarten wachsen oder mehr. »Wild wachsen«, muss es präzise heißen, denn die in Gärten oder Parks angepflanzten sind nicht mit eingerechnet. Solche Ergebnisse liegen seit vielen Jahren für Nürnberg, Berlin und zahlreiche andere Städte vor. Mit dem Stadtrand kommt hingegen der Absturz in eine Verödungs- oder Vernichtungszone, wenn daran intensiv landwirtschaftlich genutzte Flächen grenzen. Ein krasser Unterschied im Artenreichtum gilt auch für die Bäume und Sträucher, wenn wir die Städte mit den Wäldern in ihrer Umgebung vergleichen.

Die einzige echte Ausnahme bilden Auwälder. Sie bekräftigen jedoch den Befund, da sie oft nicht mehr bewirtschaftet werden. Die Auwälder unterstreichen hinsichtlich der Artenvielfalt ihrer Pflanzenwelt als Vergleichsgebiet die Bedeutung der Stadtnatur, wie das auch die Schmetterlinge und andere Insekten tun. Die Ergebnisse für die Städte reichen nicht selten an die auwaldtypischen Verhältnisse heran. Ihr hoher Artenreichtum an frei und selbständig wachsenden Pflanzenarten steht in direkter Beziehung zu den Insekten als den Bestäubern.

Städte – Gemeinsame Zukunft für Mensch und Natur

Zeigen die Städte also mit ihrer reichhaltigen biologischen Vielfalt, dass Mensch und Natur gemeinsam eine Zukunft haben? Gute Gründe hierfür lassen sich vorbringen. Der offensichtlichste ist die Hingabe, mit der die Menschen in den Städten aller Größen ihre Gärten pflegen. Sie versuchen, aus diesen ihre ganz persönlichen kleinen Paradiese zu machen. Es beginnt schon in den Wohnungen mit den Zimmerpflanzen und bei sehr vielen Menschen mit Aquarien und Terrarien. Diese kleinen Welten spiegeln die Empfindungen und Interessen, die innerhalb des eigenen Wohnbereichs gegenüber anderen nicht gerechtfertigt werden müssen. Die vierzehn Millionen Katzen und die gut zehn Millionen Hunde, die derzeit in Deutschland als Haustiere leben, bekräftigen das Bedürfnis, etwas Lebendiges um sich zu haben, das nicht nur Kulisse bildet wie die Zimmerpflanzen. Balkone werden begrünt, Flachdächer und Fassaden ebenfalls, wenn die Hausbesitzer dies akzeptieren.

Die Stadtbevölkerung ist mit ihren Gärten, auch mit den viel gesundes Gemüse und reichlich Obst erzeugenden Kleingartenanlagen, weit besser als ihr Ruf. Das behaupte ich im Brustton der Überzeugung nach vierzig Jahren Leben in der Großstadt, in München. Erfahrungen in Kleinstädten bekräftigen dieses Urteil. Es deckt sich mit dem, was die frei lebenden Tiere und die wild wachsenden Pflanzen mit ihrer Wahl, in der Menschenwelt der Städte zu leben, bereits ausgedrückt haben. Wir müssen lediglich offen dafür sein, auf die Stadtnatur zu schauen und Schlüsse unvoreingenommen ziehen.

Man wird auf dem Land lange suchen müssen, um ein vergleichbares Artenspektrum an Wildbienen zu finden, die in Städten vorkommen. Hunderte Arten sind es. Frei lebende Tiere zu erleben, ist in der Großstadt viel leichter als in der freien Natur. Unter den gegebenen und sich in absehbarer Zeit nicht wesentlich ändernden Verhältnissen auf dem Land mit der so hohen Intensität von Land- und Forstwirtschaft hat die Natur in der Stadt sehr wohl eine sehr gute Zukunft. Und eine immense Bedeutung. Sie kann noch besser werden, wenn wir dies möglich machen – vor allem, wenn wir die bestehenden Freiräume erhalten und die Städte nicht weiter verdichten. Ein Miteinander von Menschen und Natur ist möglich. Die Einwanderung scheuer, draußen stark verfolgter Tiere in die Städte unterstreicht, was grüne, blühende Städte mit ihrem Gesamteindruck vermitteln – nämlich *Lebensqualität*.

+++++

Prof. Dr. Josef H. Reichholf ist Zoologe, Evolutionsbiologe und Ökologe, der einem breiten Publikum als Verfasser zahlreicher Sachbücher bekannt ist. 2005 wurde er mit der Treviranus-Medaille des Verbands deutscher Biologen ausgezeichnet, 2007 erhielt er für seine allgemeinverständlichen Beiträge zur Ökologie den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Von 1974 bis 2010 war er Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München. Reichholf war umfangreich im nationalen und internationalen Naturschutz tätig und führte langjährige Forschungen an Inn und Isar durch. An der Technische Universität München lehrte er 30 Jahre lang Gewässerökologie und Naturschutz. Zentrale Ergebnisse dieser langjährigen Beschäftigung mit dem Thema sind in sein 2021 erschienenen Buch »Flussnatur« eingegangen, in dem 2022 erschienenen Buch zur »Waldnatur« sowie in dem diesem Essay zugrundeliegenden Buch »Stadtnatur«.

Josef H. Reichholf im oekom verlag

- Josef H. Reichholf: Stadtnatur – Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. oekom verlag, München 2023
www.oekom.de/buch/stadtnatur-9783987260353
- Josef H. Reichholf: Waldnatur – Ein bedrohter Lebensraum für Tiere und Pflanzen. oekom verlag, München 2022
www.oekom.de/buch/waldnatur-9783962383497.

- Josef H. Reichholf: Flussnatur – Ein faszinierender Lebensraum im Wandel.
oekom verlag, München 2021
www.oekom.de/buch/flussnatur-9783962382858.
- Josef H. Reichholf: Das Rätsel der grünen Rose ... und andere Überraschungen aus dem Leben von Pflanzen und Tieren. oekom verlag, München 2011
www.oekom.de/buch/das-raetsel-der-gruenen-rose-9783865811943.
- Josef H. Reichholf: Stadtnatur – Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen.
oekom verlag, München 2007
www.oekom.de/buch/stadtnatur-9783865810427